



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M.: Zur neuesten deutschen Geschichte. I. : Bunsen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur neuesten deutschen Geschichte.

I.

Bunsen.*)

Das Leben Bunsen's, von seiner überlebenden Wittve geschrieben, hat allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und große Anerkennung sich verdient. Mit warmer Pietät, aus unmittelbarster Bekanntschaft heraus, wird hier ein Mann uns geschildert, der in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten eine Rolle gespielt, der auch als Gelehrter mit Achtung genannt zu werden pflegte, ein Mann der in politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen sich viele Freunde erworben. Und indem die Wittve des verstorbenen Ministers aus seinen eigenen Aufzeichnungen, aus seinen Briefen ihre persönlichen Erinnerungen ergänzte und vervollständigte, bietet sie uns ein Buch, das gerne und viel gelesen worden ist. Das englische Original ist nun auch durch Professor Rippold ins Deutsche übersetzt und überarbeitet. Die deutsche Ausgabe ist mehr wie eine Uebersetzung. Gerade über die politische Thätigkeit Bunsen's hat dem Uebersetzer noch vieles neue und werthvolle Material zu Gebote gestanden. Und wenn man auf den Werth des Inhaltes hin das Leben Bunsen's ansieht, so wird Jeder der deutschen vor der englischen Ausgabe den Vorzug geben müssen. Die literarische Verarbeitung dagegen ist eine recht ungeschickte. Es wird zuerst immer ein Abschnitt des englischen Buches mit dem in der englischen Ausgabe schon gedruckten urkundlichen Materiale übersetzt, und dann folgen die Zusätze die der deutsche Herausgeber zu machen im Stande war. Sollte einmal das englische Original als Ganzes ungestört erhalten werden, so war dies nicht wohl zu ändern. Aber es ist doch sehr die Frage ob nicht eine etwas feinere Behandlung das ganze Buch für den deutschen Leser genießbarer gemacht hätte. Sachlicher wäre jedenfalls

*) Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittve. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Rippold. I. Jugendzeit und römische Wirksamkeit (1868). II. Schweiz und England (1869). III. England und Deutschland (1871). Leipzig, F. A. Brockhaus.

die Einfügung der Zusätze an den betreffenden Stellen gewesen, wo sie sachlich hingehören.

Wir glauben hier das äußere Leben Bunsen's als bekannt voraussetzen zu dürfen. Auch über seine wissenschaftlichen und seine kirchlichen Bemühungen beabsichtigen wir nicht viel zu sagen. Von früh an hatte er die vergleichende Religionsgeschichte von weiten und umfassenden Gesichtspuncten aus ins Auge gefaßt und unter allen wechselnden Verhältnissen seines Lebens ist er dieser Aufgabe treu geblieben. Ueber den Werth, den seine Beiträge zu ihrer Lösung haben mögen, wird man sehr verschieden urtheilen können; einerlei, auch wer nicht viel von seinen Resultaten hält, muß den Eifer und die Ausdauer des Studiums in Bunsen anerkennen. Er war dabei ein Mann von entschieden ächter Religiosität, ein persönlich warmer überzeugungstreuer Befenner des evangelischen Glaubens. Auch an eigentlich theologischen Dingen nahm er ein gewisses persönliches Interesse; nicht gerade zu den „liberalen“ Theologen könnte man ihn rechnen, (dazu ist seine biblische Kritik viel zu zahm) aber einer gewissen mittleren Richtung schloß er sich an, der Partei der positiven Unionstheologie oder dem rechten Centrum unserer kirchlichen Gegensätze oder wie man sonst diese Richtung noch beschreibend nennen könnte. Mit der kirchlichen Verfassungsfrage hat er sich viel zu schaffen gemacht. Allerlei hat er darüber geschrieben, allerlei auch dafür gethan, viel und anhaltend darüber correspondirt. Wir können uns nicht rühmen, daß wir aus der Lectüre der betreffenden Papiere ein klares Bild gewonnen, was eigentlich er angestrebt. Ein unbedingter Bewunderer Bunsen's könnte nun vielleicht meinen, daß in uns, dem Leser, der Grund dieser Unklarheit läge, — das müßten wir uns gefallen lassen. Aber wir hegen die unbescheidene Vermuthung, daß es wohl den meisten seiner Leser so ergehen dürfte. Ja, wir erlauben uns sogar den Satz aufzustellen: auch darin ist Bunsen ein Geistesverwandter seines königlichen Freundes, daß er ebenso wenig wie jener gewußt, was sie eigentlich gewollt haben mit allen ihren Projecten und Versuchen auf kirchlichem Gebiete. Die Unklarheit und Verschwommenheit des Gedankens haben Beide, der König und Bunsen, zu selten erreichter Virtuosität ausgebildet.

In der Erinnerung der Menschen wird Bunsen vornehmlich leben als Genosse und Freund Friedrich Wilhelm des Vierten. Wir glauben nicht, daß heutzutage schon ein irgendwie unbefangenes Urtheil über den wunderlichen Charakter dieses Königs wird gesprochen werden können. Wir heutigen, die wir unter den Folgen dieser unseligen Regierung theilweise noch immer leiden und erst kürzlich von dem Abdrucke jener traurigen Zeit freier zu werden anfangen, wir urtheilen leicht zu bitter und zu gereizt über die Persönlichkeit jenes Monarchen. Und zu einer einigermaßen objectiven Erwägung

und Untersuchung des Antheiles, den an den Resultaten seiner Regierung der König oder bestimmte andere Personen zu tragen haben, dazu reicht das beglaubigte und zuverlässige historische Quellenmaterial noch lange nicht hin: erst sehr wenig ist dafür uns geboten. Das reichhaltigste darüber enthält bis jetzt unzweifelhaft diese Publication in drei Bänden. Die schätzbarsten Beiträge zur Zeitgeschichte des Königs Friedrich Wilhelm IV. hat uns die deutsche Ausgabe dieses Werkes gebracht. Und wenn wir auch vieles überflüssige Papier voll persönlicher Details über Bunsen und über einen ganzen Bienenschwarm höchst uninteressanter Menschen in England und in Deutschland mit dem historisch wichtigen zusammen zu kaufen gezwungen werden, der Werth des Quellenmaterials ist ein so bedeutender, daß er vielen Ballast wieder gut macht.

Es ist nicht die Absicht dieses Artikels, das neue wesentliche Material zu einer historischen Schilderung jener Regierung zu benutzen, ebenso wenig wie eine allseitige Charakterzeichnung Bunsen's hier versucht werden soll. Wir heben vielmehr eine Beziehung aus und fügen das andere nur gelegentlich bei. Der Politiker, der praktische Staatsmann Bunsen ist hier unser Object. Nicht sowohl Bunsen's Antheil an der kirchlichen Gedankenwelt seines Königs, als seine rein politischen Bestrebungen, seine diplomatischen Dienste sollen hier auf Grund des uns jetzt dargebotenen authentischen Materials einer kritischen Betrachtung unterzogen werden.

Es ist bekannt, daß Bunsen den politischen Fragen sich nicht zuerst, nicht sua sponte gewidmet, daß er vielmehr in Rom durch Niebuhr in diese Sphäre eingeführt wurde. In voller Abhängigkeit von Niebuhr erscheint er Anfangs auf der Bühne. Aber in dieser Stellung des lernenden Schülers von Niebuhr ist er doch nicht lange verharret. Schon sehr bald stoßen wir in seinen Briefen auf Aeußerungen eines sich emancipirenden Urtheiles. Und seit er in Rom nach Niebuhr's Abgange in selbständige amtliche Wirksamkeit eingetreten war, bildete sich immer mehr der Kreis politischer Anschauungen und Bestrebungen in Bunsen zu einem eigenartigen Wesen aus.

Wollten wir den Inhalt seines politischen Denkens mit einem kurzen Worte bezeichnen, so würden wir sagen, ein gemäßigt Liberaler, ein Anhänger des Constitutionalismus ist Bunsen gewesen, der revolutionären Demokratie ebenso abgeneigt wie reactionärem Feudalismus. Bunsen war immer ein Monarchist, niemals ein Revolutionär; aber von Jahr zu Jahr fast neigt er sich immer stärker der constitutionellen Doctrin zu; er wird je älter an Jahren desto liberaler. In einer Beziehung ganz besonders trennte er sich dabei immer auffallender von dem Geiste Niebuhr's ab: dem Zeitgeiste, der herrschenden allgemeinen Strömung der öffentlichen Meinung hatte er sich mehr und mehr hingegeben. Es gehörte Bunsen schließlich zu denjenigen Politikern,

welche von der alleinseligmachenden Kraft ihres constitutionellen Dogma überzeugt sind und welche ihre liberalen Verfassungsgedanken überall, unter allen Verhältnissen anwenden wollen. Der englische Aufenthalt vollendete diesen Zug in seinem Charakter. Auch ihm galt Nachahmung englischer Politik bald über Alles; der cosmopolitische Liberalismus drückte auch ihm sein Gepräge auf: der historischeren Art seines ehemaligen Lehrers und Freundes war er zuletzt ganz fremd geworden. Und von den specifischen historisch gegebenen Eigenthümlichkeiten des preußischen Staates hatte er doch nur eine sehr verschwommene unklare Vorstellung.

Bunsen hat seine politischen Theorien nirgendwo im Zusammenhange entwickelt. Was wir so eben gesagt, ist die Gesammtsumme aus vielen einzelnen Aeußerungen, die wir aus seinen Schriften und Briefen uns zusammenstellen mußten. Mehr wie diese politische Theorie wird uns seine staatsmännische Praxis interessiren.

Von 1822 bis 1838 vertrat er in Rom die preußische Regierung. In glänzender gesellschaftlicher Stellung (seine Ehe mit einer reichen Engländerin hatte ihn zu einem reichen Manne gemacht) in glücklicher Häuslichkeit, von wissenschaftlichen und künstlerischen Größen aufgesucht und Allen ein bereiter Freund und Rathgeber, — so waren dies für ihn Jahre schöner und fruchtbarer Wirksamkeit. Seinem königlichen Herrn war er persönlich in Italien bekannt geworden, mit dem Kronprinzen hatte er freundschaftliche Beziehungen gewonnen; er gab sich der Hoffnung hin, dereinst noch Größeres für Preußen wirken zu können in der künftigen Regierung, von der er schöne Früchte erwartete. Die kirchlichen Interessen waren es neben der künstlerischen Neigung, in welchen er mit des Kronprinzen Gesinnung sich begegnete. Ein gleiches kirchliches Gefühlsleben war das Band zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen, das trotz aller sonstigen Differenzen beide immer wieder einander verband. Zunächst in den Tagen des alten Königs konnte sich dies noch nicht so nachdrücklich geltend machen, aber die Sympathie der Beiden, die doch auch damals schon bestand, leitete weiteres ein und beeinflusste in nicht seltenen Momenten auch damals schon Bunsen's Haltung.

Als practischer Staatsmann hatte Bunsen sich in dieser römischen Zeit zu zeigen eine glänzende Gelegenheit gehabt. Gerade die deutsche Biographie bietet darüber interessantes Material, und der Herausgeber, Nippold, hat dasselbe außerdem in den Preußischen Jahrbüchern noch zu vermehren gewußt. Diese Gelegenheit boten die Händel Preußens mit der Curie. Ob Bunsen practisch sich dabei bewährt, und so der Aufgabe sich gewachsen zeigt? Diese Frage unbedingt zu bejahen wird nicht leicht Jemand sich veranlaßt fühlen. Nicht er allein ist verantwortlich zu machen für das Mißgeschick Preußens auf diesem Gebiete, ebensowenig ist er aber freizusprechen von einem guten

Theile der Verschuldung, an der allerdings auch noch andere Persönlichkeiten participiren.

Es war einmal gleichsam die Parole ausgegeben, daß nach den Erschütterungen der Revolutionszeit die conservative Politik der Regierungen möglichst eng der Kirche sich anzuschließen habe. Und eine Belebung kirchlichen Sinnes und kirchlicher Institute wurde innerhalb der katholischen ebenso wohl als innerhalb der evangelischen Kirche für wünschenswerth erachtet. Auch den protestantischen Mächten galt es als ihre Pflicht und Aufgabe, Ansehen, Bedeutung und Macht des katholischen Clerus zu fördern. Wir dürfen uns das heute nicht verbergen, Papstthum und Jesuitismus hätten seit 1815 unmöglich zur heutigen Stellung sich entwickeln können ohne Connivenz und Gunst der Staatsregierungen. Aus der damaligen Lage der Dinge, aus dem Sinne der damaligen Menschen läßt sich psychologisch dieser Zug der Entwicklung erklären, begreiflich machen, — ihn zu rechtfertigen vor den Gerichten der deutschen Geschichte wäre ein vergebliches Bemühen. Es ist wohl der wundeste Punkt vielleicht die einzig und allein verwundbare Stelle in der sonst so reinen, herrlichen und großen Gestalt Niebuhr's, diese seine kirchliche Politik gegenüber dem römischen Papstthume. So viel wir sehen, ist für die schwächliche und unstaatliche Haltung Preußens in Rom gerade Niebuhr's Einfluß zuerst maßgebend gewesen. Bunsen ist dann im Großen und Ganzen in die Niebuhr'sche Erbschaft in Rom nur eingetreten. Zwar konnte er sich nicht immer die Augen gegen die Folgen und Früchte verschließen welche das preussische System zeitigen mußte; er hat dann einzelne Versuche gemacht, der Abhülfe, der Vorkehr weiteren Uebels, und doch nach solchen Intervallen besserer Einsicht arbeitete er nach dem einmal angenommenen Systeme weiter. In allen controversen Fragen, soweit es eben möglich schien, nachzugeben, mit der jesuitischen Curie immer und immer wieder gütliche Verhandlungen zu pflegen, — von dieser Methode konnte auch Bunsen nicht abkommen. Und in wunderbarer Selbstverblendung hielt er sich für den Mann, der dazu im Stande wäre, in Rom Concessionen zu erhandeln und der Schroffheit clericalen Uebermuthes die Krallen zu beschneiden. Als ob jemals etwas anderes als das verständliche quos ego den Priester im Zaume gehalten hätte! —

Im Jahre 1827 war Bunsen von seiner Regierung über die kirchlichen Zerwürfnisse zu Rathe gezogen und ihm war die Verhandlung in Rom aufgetragen worden. Er schmeichelte sich in der Frage der gemischten Ehen ein Compromiß erhandelt zu haben. Geschäftig und thätig bemühte er sich, nach allen Seiten hin einen passenden modus vivendi durchzusetzen, welcher den kirchlichen Forderungen die schärfsten Spitzen abnehmen und das staatliche Recht wenigstens leidlich aufrecht erhalten könnte. Scheinbar gelang

ihm dies. Die Frucht seiner Bemühungen war ein päpstliches Breve, zweideutig in seiner Fassung, aber nachgiebig in seinem Inhalte, wie wenigstens Bunsen ihn auffaßte. Er glaubte eine Zeit lang damit einen großen Erfolg in seinem Leben verzeichnen zu dürfen. Es war ein trügerischer Schein. Möchte er die päpstlichen Concessionen in seinem Sinne interpretiren, ihre Fassung bot immer noch genug Spielraum, daß durch eine andere Auslegung gerade der entgegengesetzte Sinn hineingebracht werden konnte. Irgend welche objective, deutliche und zweifellose Sicherheit für die preußische Regierung hatte Bunsen's diplomatische Kunst nicht eingebracht. Gewiß, bona fide hatte er eine solche erlangt zu haben behauptet und geglaubt. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn zur Annahme verleitet, daß das, was er wünschte, schon objective Thatsache geworden wäre. Der Optimismus des preußischen Unterhändlers war gerade in Rom am wenigsten gerechtfertigt. Eine Zeit lang ging es leidlich, weil die deutschen Kirchenleiter milde Persönlichkeiten waren und dem Jesuitismus ihrerseits nicht Vorschub leisteten. Aber wie wenig im Grunde erreicht worden war, das zeigte sich sofort nach dem Tode des Kölner Erzbischofs Spiegel, desjenigen Kirchenfürsten, dem es um Versöhnung der Gegensätze wirklich Ernst gewesen war. Freilich, an der Erhebung Droste's trägt Bunsen, soweit wir sehen, keine Mitschuld; im Gegentheil, auf das peinlichste hatte dieser selbstmörderische Act der preußischen Krone auch ihn berührt. Erst in den Wirren, welche dieser Fanatiker hervorrief, reiften die wahren Früchte der sogenannten Bunsen'schen Errungenschaften. Die schwankenden zweideutigen Aeußerungen der Curie zerfloßen jetzt in nichts und die Schroftheit der alten clericalen Präensionen trat aus dem Nebel der scheinbaren Nachgiebigkeit allzu deutlich hervor.

Was war zu thun? Bunsen wurde 1837 zur Beilegung des Conflictes nach Deutschland berufen; er sollte in neuen Verhandlungen sein Heil versuchen. Galt er doch, und zwar mit Recht, als ein sachverständiger Beurtheiler der in Frage stehenden Rechtsverhältnisse, als ein gemäßigter, im Ganzen richtig denkender Theoretiker. Seine Schwäche war nicht die theoretische Einsicht, wohl aber der practische Optimismus, den irgend eine Freundlichkeit oder beschwichtigende Phrase des Gegners irre leiten konnte. Und in ein sehr fatales Dilemma hat er damals seinen Staat hineingesteuert, aus dem ohne Schädigung kaum wieder herauszukommen war. Wir schildern hier nicht die oft erzählten Vorgänge selbst. In der Krisis des Herbstes 1837 verlor Bunsen völlig das Gleichgewicht: von einem Extrem fiel er ins andere. Die letzte Ausöhnung mit dem Erzbischof von Köln, welche Bunsen versuchte, führte zu offenem Bruche. Der gefühlseelige Schwärmer erscheint dem starren Fanatiker gegenüber unfreiwillig in halb komischer Beleuchtung. Nach der offenen Verhöhnung der preußischen Regierung war man in sehr peinlicher

Lage und wie sollte man den offenen Rebellen jetzt strafen? Bunsen vertrat die schärfste Maßregel. Auch auf seinen Rath erfolgte die Verhaftung und Wegführung Droste's. Nun aber entsprach es sofort dem Character dieser Rathgeber, daß man einlenkte; nachdem man den Bischof tödtlich beleidigt, hatte man diese That in Rom zu erläutern resp. zu rechtfertigen. Dazu machte sich Bunsen wieder auf den Weg. Unterwegs besprach er sich auch mit Metternich: die ganze Ueberlegenheit Metternich's über den diplomatischen Dilettanten zeigt uns Bunsen's eigener Bericht; selbst eine Blöße thatsächlich falsche Informationen zu besitzen wußte der österreichische Staatskanzler so zu verdecken, daß er Bunsen ganz gewaltig imponirte. Und nun erfolgte die erste persönliche Demüthigung Bunsen's. Trotz der fulminanten Kriegserklärung des Papstthums gegen Preußen am 10. Dezember 1837 ließ er sich zu begütigenden Vorstellungen verführen; er glaubte immer noch eine Ausöhnung der Gegensätze anbahnen zu können. Persönlich war seine Stellung unhaltbar geworden, er erhielt die erbetene Entlassung, — für ihn mußte dies Resultat eintreten, ebenso wenn man energisch weitergehen, als wenn man nachgiebig einlenken wollte. Es ist bekannt, wie von da ab immer offenkundiger die Principlosigkeit in Berlin Platz griff, wie man von einer Position zur anderen zurückging, bis zuletzt der unstaatliche Sinn des neuen Königs Friedrich Wilhelm's IV., dessen unheilvoller Einfluß als Kronprinz schon manches verschuldet, die Niederlage vor der Curie unterstiegelte. Auch zu diesen letzten Entschlüssen war Bunsen herbeigezogen worden. Wohl war er bemüht gewesen, das nackte *pater peccavi* zu hindern, der factischen Nachgiebigkeit hatte er zugestimmt. Wie man einmal diese Dinge behandelt und verfahren hatte, durfte man froh sein ohne neuen öffentlichen Schimpf davonzukommen.

Fassen wir unser Urtheil zusammen. Bunsen's Antheil an dem Conflict des preussischen Staates mit der römischen Curie giebt ihm nicht das Recht des staatsmännischen Lorbeers. Wir verkennen nicht, daß er einer verbreiteten Anschauung huldigte, wenn er das Einvernehmen mit dem Papstthume, die Cooperation clericaler Tendenzen mit der preussischen Verwaltung anstrebte. Wir heben ausdrücklich noch einmal hervor, daß aus seinen Aufzeichnungen sich manche Aeußerungen beibringen lassen, welche von seiner theoretischen Einsicht in die Natur des Jesuitismus Zeugniß ablegen. Aber alles das mildert doch nur wenig das Schlussurtheil, daß seine Methode der practischen Behandlung dieser schwierigen Dinge die preussischen Interessen nicht wenig geschädigt hat. Gerade bei entscheidenden Momenten dieser Geschichte sehen wir, wie sein dilettantisches Ungeschick, seine optimistische Einbildungskraft das Fehlschlagen der Verhandlungen herbeigeführt oder wenigstens erleichtert hat. Auf uns wenigstens hat die aufmerksame Lecture seiner Biographie immer stärker den Eindruck gemacht, wie wenig Bunsen gerade für die diplomatische Seite

des römischen Postens damals geeignet gewesen ist. In politischen Aufgaben war er niemals etwas anderes als ein geistreicher Dilettant.

Für die gesellschaftliche Seite der römischen Stellung, auch daran lassen die hier vorliegenden Mittheilungen uns wenigstens keinen Zweifel, war er wie geschaffen, vielleicht passender als irgend ein Anderer, der dazu hätte gewählt werden können. Seine wissenschaftlichen und künstlerischen Verdienste um die Deutschen in Rom verdienen das allerunumwundenste Lob. Viele seiner Zeitgenossen hat er sich dadurch zu Dank verpflichtet und vielen Dank mit Recht dafür von von Vielen geerntet. Wie schade, daß gerade damals von dem römischen Gesandten neben gesellschaftlicher Eleganz und wissenschaftlichen Interessen auch noch staatsmännisches Talent erfordert wurde!

M.

Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Fä h n s.

XI.

Werfen wir einen Blick auf die inneren Verhältnisse des französischen Heerwesens nach Erlass des Januardecrets von 1861.

Nach der Zählung von 1862 hatte Frankreich 37,400,000 Einwohner, von denen jährlich 320,000 Jünglinge das dienstpflichtige Alter von 20 Jahren erreichten. Der Dienst wurde vom 1. Januar an gerechnet, doch berief man die Heerespflichtigen gewöhnlich erst im Mai zum Aushebungs-Depot, um körperlich untersucht zu werden. Hierbei ergab sich durchschnittlich ein Drittel als unbrauchbar. Ein erschreckendes Resultat! — „Stellen wir uns vor“, sagt A. Cochut*), „daß wir zu einem volksthümlischen Feste wie die des alten Griechenland berufen seien; es ist das Fest der französischen Jugend. Der Frühling des Vaterlandes soll sich entfalten, so sagte man zu Athen. Alle Jünglinge, welche Männer geworden, 325,000, ziehen vorüber. Da kommen als Vorhut zuerst die, welche unter dem militärischen Maaß geblieben sind; man zählt ihrer 18,100; die zweite Gruppe, die der Brustkranken, umfaßt mit denen, die an allgemeiner Körperschwäche leiden, fast eine Armee: 30,500 Mann. Dann kommen Verkrüppelte, Blinde, Taube,

*) Revue des Deux Mondes. 1865.